

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizerische Kirchen-Zeitung**

Band (Jahr): **13 (1844)**

Heft 25

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

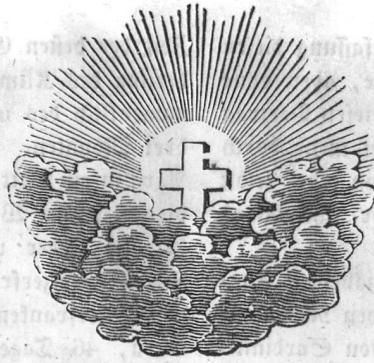
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>



Schweizerische Kirchenzeitung,

herausgegeben von einem

katholischen Vereine.

Wie lange, Herr, muß ich rufen, und du hörest nicht, vor dir über Gewalt klagen, die ich leide, und du rettetest nicht?

Hab. 1, 2.

Katholiken der Schweiz!

Wir haben ein neues schmerzliches Unrecht erlitten. Gegen Befugniß und Recht hat die protestantische Regierung des Kantons Genf den katholischen Pfarrer in der Stadt Genf mit Gewalt seiner Pfarrei entzogen und gleich einem Verbrecher unter Eskorte über die Kantonsgrenze führen lassen.

Der Sachverhalt ist folgender. Nach dem Tode des sel. Pfarrers Buarin, dessen Name nie ohne Ehrfurcht ausgesprochen wird, erwählte der Hochw. Bischof von Lausanne und Genf nach dem ihm zustehenden Rechte den ersten Vikar des verstorbenen Pfarrers, Herrn Marilley aus dem Kanton Freiburg, zum Pfarrer von Genf, einen Mann, gegen welchen Niemand eine Klage zu erheben weiß, der während des sel. Pfarrers Buarin Krankheit die Pfarrei längere Zeit verwaltet und mit den Verhältnissen in Genf wohl vertraut war. Aber eben diese Bekanntschaft mit den Bedürfnissen und Verhältnissen der katholischen Pfarrei in Genf scheint den Protestanten mißfallen zu haben; man fürchtete, Buarin in Marilley wieder aufleben zu sehen, und so wurde denn gegen die vom Bischof getroffene Wahl so lange intrigirt, bis die Regierung ihr die Genehmigung versagte. In Ermangelung besserer Gründe wurde vorgeschoben, Herr Marilley sei nicht Kantonsbürger, er habe bei den Jesuiten studirt u. dgl. Das konnten nicht Gründe genug sein für einen katholischen Bischof, von seiner Wahl abzugehen. Die Sache wurde zum Gegenstand Monate langer Unter-

handlung. Weil ihre Worte nicht wirkten, griff die Regierung zu Zwangsmitteln, beschloß die Entziehung der 5000 franz. Franken, die sie laut Verträgen dem kathol. Pfarrer (mit Einschluß dreier Vikarien) jährlich zu leisten schuldig ist; weil aber die katholische Pfarrgemeinde in Genf durch freiwillige Beiträge diesen Verlust zu ersetzen geneigt war, gieng die Regierung noch weiter, befahl Herrn Marilley die Räumung des Kantonsgebietes, mit der Drohung, ihn auf den 14. d. mit Gewalt fortzuführen. Herr Marilley gehorchte dem ausdrücklichen Befehle seines Bischofs und verblieb, die Regierung griff zur Gewalt und führte den Herrn Marilley am 15. d. par force über die Kantonsgrenze.

Was nun das Rechtsverhältniß anbelangt, so ist zu bemerken, daß die Katholiken in Genf nicht der bloßen Willkür der protestantischen Regierung sind anheimgegeben worden. Die katholischen Gemeinden, welche durch den Wienervertrag dem Kanton Genf zugetheilt worden, gehörten früher theils Frankreich theils Savoyen an. Im Wiener und Turinervertrag wurde festgesetzt, es soll in den religiösen Verhältnissen der Katholiken ohne die Zustimmung des hl. Stuhles keine Abänderung getroffen werden.

Diesen Verträgen gemäß hat sowohl der sardinische Gesandte als Se. Em. der apostolische Nuntius ernste Beschwerden geführt gegen das Verfahren der Genferregierung.

Der Hochw. Bischof hatte früher mit der Regierung in Betreff der katholischen Pfarrei in Genf eine Uebereinkunft getroffen, worin unter Anderm dem Bischof das Wahlrecht, der Regierung das Bestätigungsrecht überlassen wurde

Die Regierung aber brach durch die neue Verfassung diesen Vertrag, der Bischof that dagegen Einsprache, aber ohne Erfolg, worauf derselbe sodann ausdrücklich diesen Vertrag als einseitig zernichtet und er sich somit nicht mehr durch denselben gebunden erklärte. Auf diesen von ihr selbst gebrochenen Vertrag will die Regierung ihr scheinbares Recht gründen.

Auch diese Angelegenheit wird der diesjährigen Tag-satzung anhängig gemacht werden. Die hohen Repräsentanten des heil. Stuhles und des Königs von Sardinien führen Klage über Verletzung der Verträge von Wien und Turin, der Hochw. Bischof über Verletzung seiner Rechte und über Bedrückung der feierlich garantirten katholischen Religion im Kanton Genf, die Regierung von Freiburg endlich noch über konfordswidrige gewaltsame Fortweisung eines Bürgers des Kantons Freiburg.

Diese Gewaltthat, dieser neue Hader ist eine Frucht des protestantischen Vereins, welcher sich zur Aufgabe gemacht, den Katholizismus mit allen Mitteln per fas et nefas zu bekämpfen. Im gleichen Athemzuge, wo die Protestanten über das Erwachen konfessioneller Erbitterung Klage führen, zünden sie ein neues Feuer konfessioneller Zwietracht an. Es wäre doch wahrlich schon mehr als genug Werch an der Kunkel, und die Erfahrung sollte gelehrt haben, daß die ewige Befeindung der Katholiken kein erspiefliches und kein so leichtes Werk ist. Auch dem Kanton Genf wird diese Gewaltthat saure Früchte tragen; denn der Kanton zählt eine katholische Bevölkerung, die nur um 2000 Seelen geringer ist, als die protestantische; erstere wird aber der Sache nicht gleichgültig zusehen. Nächstens mehr hierüber.

Schreiben des apostol. Missionärs P. Anastas Hartmann an den ehrw. Kapuzinerprovinzial P. Bonifaz.

Agra, den 19. März 1844.

Pl. R. Pater!

Gemäß meinem Versprechen gebe ich Ihnen von Agra aus einige Notizen über meine Reise. Ohne Zweifel hat P. Maximus Sie über meine Reise von Rom bis Bombay in Kenntniß gesetzt; somit wissen Sie, daß wir auf beiden Meeren, dem mittelländischen und indischen, weder Gefahr noch Sturm erlitten und ungehindert die Fahrt machen konnten, was eben nicht allen Missionären widerfährt. Ich befand mich auf dem Meere selten vollkommen wohl, d. h. ich litt mehr oder weniger an der Seekrankheit, jedoch war ich nur zwei oder drei Tage im Ganzen bedeutend übel. Auf dem Lande, wie auch auf dem Nil, genoß ich die ganze

Zeit der besten Gesundheit, ungeachtet der großen Veränderung des Klimas, der Lebensmittel, der Strapazen und namentlich des unregelmäßigen Schlafes während mehr denn drei Monaten. Selten kam ich von Alexandrien aus bis Agra in ein Bett, im Schiffe blieben wir auf dem Verdecke, bisweilen dem Wind und Regen u. s. w. ausgesetzt. Dennoch bezahlte Jeder von uns Dreien von Suez bis Bombay 868 Schweizerfranken oder 500 Rupien, zusammen 2604 Schweizerfranken oder 1500 Rupien. Von Bombay bis Agra, 46 Tage, schliefen wir fast immer unter freiem Himmel auf einer schlechten Matratze, gewöhnlich in unsern Karren, selbst in Dörfern und Städten; denn da weiß man nichts von Wirthshäusern. Die Engländer haben zwar an verschiedenen Orten ein Haus für Reisende gebaut; wir kehrten aber nicht in selbe ein, weil der Eintritt für eine Nacht auf jede Person eine Rupie kostet. In diesen Bergen sind einige Zimmer mit Tisch, Sessel und Liegestätten, wie auch in der Nähe eine Küche ohne Holz, ohne irgend ein Gefäß zum Kochen, ohne Lebensmittel; denn all' das muß der Reisende mit sich führen; nur befindet sich jedesmal in der Nähe ein Muselman oder Heide, der Holz, Wasser und einige Lebensmittel besorgt, wenn man's verlangt. Allein an mehrern Orten ist's sehr schwierig oder unmöglich, selbst die gemeinsten Lebensmittel zu haben. Wir hatten auf der Reise zu Land stets, wie es nicht nur Gebrauch, sondern unter verschiedenen Rücksichten unbedingt nothwendig ist, einen Bedienten. Dieser konnte sehr oft weder ein Ei, noch ein wenig Milch, noch Früchte finden. Von Brod ist gar keine Rede. Man kann in große Städte kommen, wo man durchaus kein Brod findet, geschweige dann in Dorfschaften. Die Indianer machen eine eigene Art Brod, jedesmal unmittelbar vor dem Essen, das sich nicht über 24 Stunden erhält. Somit waren wir genöthigt, in Bombay und Agra, wo viele Europäer sind, uns nebst andern Lebensmitteln Zwieback anzuschaffen, wie auch täglich selbst das Essen zuzubereiten, weswegen unser Tisch einfach war. Größern Anstand hatten wir mit dem Wasser. In der Wüste Aegyptens fand sich kein Tropfen Wasser, wir mußten mit selbem für 4 Tage in Kairo eine Provision machen. In Indien war der Mangel an Wasser nicht so groß, indessen waren wir nicht selten genöthigt, stehendes, übelriechendes, halblaues, ganz trübes Wasser zu trinken aus Pfützen, in welchen Vieh und Menschen treten, die Indianer sich und ihre Kleider u. s. w. waschen. Selten fanden wir Bäche und Flüsse, welche reines Wasser hielten. Eine andere Beschwerde war die Hitze. Alle Europäer sagten uns, wir sollen so viel möglich zu Nachts und niemals am hellen Mittag reisen. Für uns war diese Vorsorge unmöglich, denn wir wollten und sollten unsere Reise beschleunigen, und daher anstatt 4 oder 5 Stunden des

Tages 8 bis 10 Stunden machen; auch kannten die Fuhrleute gewöhnlich die Straße nicht, weshalb sie sich dann bisweilen verirrten, oder getrauten sich nicht, wegen wilden Thieren, Dieben, Flüssen zur Nachtzeit zu fahren, und so waren wir genöthigt, vom frühen Morgen bis in die Nacht beim langsamen Gange der Ochsen unsern Weg fortzusetzen. Freilich waren die Karren bedeckt, aber wir fühlten dennoch die Hitze, welche so stark war, als in den heißesten Sommertagen in der Schweiz. Die Nächte waren stets ziemlich frisch. Höchst selten sah man ein Wölkchen am Himmel, nie führte der Weg durch schattichte Gegenden; demungeachtet waren wir stets wohl. Gott wachte da besonders über uns. Ich kann sagen, auf der ganzen beschwerlichen Reise ließ uns fast jeder Tag Gottes besondere Vorsehung fühlen. Wir stießen auf mehrere Schwierigkeiten, aus denen wir keinen Ausweg sahen, aber sogleich und oft auffallend löste sich der Knoten. Die Europäer, namentlich die Engländer, giengen uns mit Rath und That überall an die Hand. In Bombay war es der apostolische Vikar und Bischof Aloisius Fortini, welcher für die Hälfte des Weges über 100 Stunden weit vermittelt eines geachteten guten Christen sorgte. Von da an begann die Reise gefährlich zu werden, theils wegen dem vor zwei Monaten blutigen Kriege in Gwalior mit den Europäern, d. h. mit den Engländern, theils wegen den abgedankten und nun überall im Lande herumstreifenden Soldaten u. s. w., weswegen wir an verschiedenen Stellen — selbst ungebeten — von den Engländern Bedeckung erhielten; ja ein gewisser Hr. Doktor Bruck in Indore, ein sehr angesehener und reicher Engländer, an den wir für das Frühstück à la fourchette von einem andern Engländer, Hauptmann in Mhaw, ebenfalls ungebeten, empfohlen worden, traf Anstalt für fortwährende Bedeckung bis Agra. Es wäre zu lange, wenn ich alle die Güte und Hülfsleistung erzählen wollte, die dieser Herr uns erwies. Da indessen sein Edelsinn zu groß und mein Dankgefühl zu zart ist, so kann ich wenigstens die Hauptsache nicht verschweigen. In Mhaw, dem halben aber gefährlichern Wege bis Agra, nahm der dort stationirte Hauptmann alle Sorge für uns auf sich, theils — weil auf dem Wege zum Katholizismus — den Katholiken sehr geneigt, theils als besonderer Freund unsers apostolischen Vikars und über unsere Ankunft zur nöthigen Hülfsleistung von Agra aus in Kenntniß gesetzt. Dieser Hauptmann, der uns nebst dem alle Gastfreundschaft erwies, besorgte den Kontrakt mit dem Bedienten und mit den Fuhrmännern, da wir hier Bediente und Karren ändern mußten. Der Muselman, der solche Verträge mit Fuhrwerken über sich zu nehmen pflegt, bestellte die schlechtesten Ochsen, so daß wir schon am ersten Tag sahen, daß wir mit denselben nach Agra entweder gar nicht oder doch sehr spät gelangen würden. Wir

befanden uns in größter Verlegenheit, namentlich da wir die halbe Summe, wie hier üblich, vorausbezahlt hatten.

In Indore, etwa 5 Stunden von Mhaw entfernt, eröffnete ich dem Hrn. Dr. Bruck unsere große Verlegenheit und beehrte Rath, was zu thun sei. Dieser, von der Untüchtigkeit der Ochsen sich überzeugend, sandte unverzüglich einen Reiter nach Mhaw, ließ durch den Herrn Hauptmann den Vertrag zernichten, die vorbezahlte Summe zurückstellen, und besorgte uns in Indore zwei Karren (denn Wagen kennt man in Indien nicht) mit sechs sehr starken Ochsen um bedeutend geringern Preis, gab uns Dreien über 30 Stunden weit Empfehlungsschreiben mit, nachdem er uns alle mögliche Freundschaft und Ehre erwiesen hatte. Unsere Reise gieng nun über Hügel und Flüsse und die oft mühsame Straße (ungeachtet der sehr unbehülflichen Karren) gut vorwärts. In vier Tagen kamen wir in einer andern Station an, wo sich ein englischer Lieutenant befand, der vermöge des Empfehlungsschreibens von Hrn. Dr. Bruck alle Gastfreundschaft uns erwies, Bedeckung für fünf Tagereisen — alles stets unentgeltlich — mitgab, nebst einem Schreiben, um von dem am fünften Tage erreichten Orte aus Bedeckung bis nach Agra zu erhalten. An diesem Orte wurde uns eine Deputation gesendet, welche uns die Bedeckung bis Agra zusicherte. Allein als wir den andern Tag abfahren, kam die Bedeckung nicht mit. Leider konnten wir mit der Deputation nicht sprechen, weil Niemand sich fand, der die englische oder eine andere europäische Sprache verstund, selbst nicht der Bediente. Ich konnte einzig bemerken, daß der Bediente hart mit der Deputation sprach, und bin der größern Ueberzeugung, daß er die Bedeckung nicht gern sah, und so selbe — ungeachtet der Zusicherung — ausblieb. Wir reiseten nun drei Tage ohne Bedeckung, da doch nicht nur Europäer, sondern selbst Indianer nie ohne Waffen reisen. Am vierten Tage, Morgens drei Uhr, wie wir das Zeichen zum Abfahren gaben, begann unser Bediente und seine Frau an zu heulen, es seien ihm diese Nacht über 100 Rupien an Werth gestohlen worden. Er hatte nämlich Baarschaft und seine Frau bei sich, um in Agra einen Dienst zu suchen. Wir hatten anfänglich Mitleid, hielten diesen Tag Rast, damit er Klage bei der Polizei u. s. w. führen könnte. Glücklicherweise hatte Tags zuvor neben uns ein mit seiner Familie reisender Engländer Unteroffizier sein Zelt aufgeschlagen. Wir führten unsern Bedienten zu diesem, um Rath einzuholen, was da zu thun wäre. Der Unteroffizier bemerkte uns, und die Umstände schienen es immer mehr zu bestätigen, daß der Bediente bloß den Raub vorgab, um von uns Geld zu erhalten, wie dieses hie und da geschehe. Auch erfuhren wir hier, daß er beim Ankauf des nöthigen Holzes, Milch u. s. w. um drei oder vier Theile uns betrogen habe, fer-

ners daß wir weder vor dem Bedienten noch in diesen Ortschaften sicher seien, und erbot sich, uns unter seinen Schutz bis Gwalior, etwa 10 Tage weit, mitzunehmen. Hier süßten wir nun auffallend wieder die Hand Gottes; so gieng unsere Reise gut, aber langsam, bis nach Gwalior vor sich. In Gwalior fanden wir einen Missionär unsers Ordens, wo wir zwei Tage blieben, und von da aus drei große, gewöhnlich sechs Tagereisen weit bis nach Agra, hatten wir Bedeckung. Wir kamen den 6. März sehr wohl und glücklich in Agra an, wurden hier mit aller möglichen Liebe von Sr. bischöflichen Gnaden Carli, aus dem Toskanischen, Coadjutor, und von zwei andern Missionären empfangen. Die ganze Reise von Bombay bis Indien führte unsern Augen nichts als traurige Szenen vor. Die Ortschaften sind sehr weit von einander entfernt, die Wohnungen der Indier, selbst in Städten — ausgenommen zum Theil in Bombay und Agra —, sind die elendesten Hütten, wie man selbe vergebens in der Schweiz sucht, auf dem Lande nirgends und in den Städten selten zwei Stockwerke hoch, gewöhnlich aus purer Erde und ungeformt. Das Land ist bereits ungebaut, verwildert, verlassen, oft viele Tagereisen weit eine öde, mit Gesträuch u. s. w. überwachsene Gegend, ohne irgend einen Fruchtbaum, obschon der Boden überaus empfänglich für Anbauung ist, wie man dies an den wenigen Orten sieht, wo selber nicht ganz vernachlässiget ist. Die Straßen sind sehr schlecht, nur mühsame Karrenwege, ohne Brücken, so daß nichts leichter ist, wie wir bisweilen Gefahr liefen, als sich in unbewohnten, waldichten, bergichten, ganz verwilderten und von wilden Thieren bewohnten Gegenden zu verlieren, oder in Bächen und Flüssen zu stecken. Zur Zeit des Regens ist die Straße theils wegen den Bächen, theils wegen dem Einsinken der Räder unfahrbar. Die Engländer fangen an, die Straßen in etwas zu verbessern und zum Theil neue anzulegen. Der Weg führt aber durch große Strecken, die nicht unter englischer Oberherrschaft stehen. Die Ochsen müssen in Indien alles machen, Wasser, Frucht, Wolle u. s. w., wie auch Leute tragen, die Karren der Reisenden ziehen u. s. f. Dieselben sind in Menge, weil die Indier kein Fleisch essen, kein Thier tödten; allein sie geben ein oft erbärmliches Aussehen, viele sind ganz ausgemergelt, andere sehr veraltet, andere lahm. Wo ein Thier fällt, da läßt man es liegen, bis Raben und wilde Thiere selbes verzehrt haben. Der Indianer glaubt an die Seelenwanderung und somit daß in den Thieren die Seelen der Verstorbenen zum Lohne oder zur Strafe ruhen; demungeachtet behandeln sie z. B. die Ochsen, Kamele sehr hart, wie man es in Europa wohl nirgends sieht. Das Volk ist auf der untersten Stufe von Bildung, in der rohesten Abgötterei, ihm mangeln die ersten Eigenschaften des gesellschaftlichen Lebens, nämlich Treue, Wahrhaftig-

keit, Thätigkeit. So sagte man uns es von einem Ende Indiens bis zum andern. Hier wäre noch Manches zu berühren, welches Aufschluß giebt, warum der Glaube hier bis jetzt so wenig Fortschritt gemacht hat. Allein ich hoffe dieses später zu thun, wenn ich Indien näher kenne. Die Aufschlüsse, die sich da geben lassen, sind eben so interessant als betäubend. Für diesmal nur soviel. Die Missionäre und die für den Glauben eifernden Europäer sehen kein anderes Mittel, als die zarte Jugend zu bilden, denn auch die eingebornen Christen sind nicht zur Erbauung. Deswegen hat unser apostolische Vikar die Soeurs de la charité aus Frankreich mit einem eifrigen Priester hieber berufen. Es sind sieben an der Zahl; sie haben zwei große Häuser nahe aneinander und nahe an unserm Hause, in dem einen ist die Abtheilung der jungen Indianerinnen und in dem andern die Abtheilung der jungen Europäerinnen, beide von katholischen Eltern geboren. Hier werden sie in den verschiedenen weiblichen Arbeiten, in der christlichen Religion unterrichtet; die Elementarschule ist nach europäischem Geiste eingerichtet, und so hofft man, mit der Zeit wohl unterrichtete und gut gebildete Hausmütter zu haben. Derselbe Plan ist auch für die männliche Jugend, allein bis jetzt stehen noch viele Hindernisse im Wege. Unser apostolische Vikar ist hauptsächlich nach Europa verreist, um sowohl dem Institute als der Mission durch Beihülfe, namentlich durch Vermehrung des Personals kräftig nachzuhelfen. Bis jetzt bin ich sehr wohl und vollkommen vergnügt. Ich verlege mich jetzt auf die indostanische und englische Sprache, so viel ich kann. Vermuthlich werde ich nicht in der Stadt Agra verbleiben, sondern anderswohin veretzt werden. Mögen die Obern über mich verfügen, wie sie wollen, ich bin vollkommen zufrieden. Ich habe nur keinen andern Wunsch und keine andere Sorge mehr, als den christlichen Glauben hier mit Gottes Gnade und Segen zu beleben und auszubreiten. Ich fühle wohl, wie wenig ich zu einem so großen und hier so überaus schwierigen Amte geeignet bin. Indessen vertraue ich auf das Gebet so vieler in meinem Vaterlande und auf den göttlichen Beistand. Obwohl nun alle meine Sorge und Thätigkeit auf Indien gewendet ist, werde ich dennoch weder die Provinz noch die Schweiz vergessen, für welche ich täglich zu Gott bete. Ich empfehle mich aber auch dringend dem Gebete der Provinz.

Ich bitte Sie schließlich, mit Gelegenheit die RR. PP. Definitores, wie auch die Familien, bei Ihrer Visitation zu grüßen, beiliegenden Brief, an dem mir sehr viel gelegen ist, der Post zu übergeben, eine Abschrift dieses Briefes für meinen alten Vater und meine Geschwister zu besorgen und selbe in meinem Namen tausendmal zu grüßen und mich deren Gebete zu empfehlen, für die ich stets bete, wie ebenfalls für alle Verwandten.

Indem ich Ihnen meine vollkommenste Hochachtung und innigste Empfehlung ausdrücke, bin ich, Hochw. Pater Provinzial! Ihr ergebenster und dankbarster Diener
Anastafius, Cap. Miss. apost. lic. ind.

————— Toleranz in Schweden. —————

Die Verfolgung des Malers Nilson in Schweden wegen seines Uebertritts zum Katholizismus war zu grausam, als daß sie nicht das Mitleid erwecken mußte. Hr. Andreas Müller, einer der ausgezeichneten Rechtsgelehrten des Landes, hat sich des Verfolgten angenommen und in einer Klageschrift die Appellation ergriffen, die Klageschrift selbst auch unterzeichnet. Die Schlußstelle dieser Klageschrift lautet:

„Unsere Staatsverfassung hat den, sowohl der freien Natur des menschlichen Geistes, als auch, den Zeugnissen der Geschichte zufolge, dem Wohl des Staates gleich feindlichen Dämon der Religionsverfolgung auf das bestimmteste abgewiesen; und dieses Resultat einer von der Vergangenheit theuer erkaufte Erfahrung sollte, trotz der Aufklärung unsers Zeitalters und selbst im Widerspruche mit dem milden und verträglichen Geiste des Christenthums, nun in einem Augenblick durch einen Federzug des kgl. Swea Hofgerichts zernichtet werden!

Im neunzehnten Jahrhundert den sogenannten Kezer zum Scheiterhaufen zu verdammen, dessen schämt man sich zwar; zeugt es aber etwa von größerem Wohlwollen, ihn der Heimath und des Vaterlandes zu berauben?

Ein und Anderer, übrigens großer Freiheitsfreund, soll diesen gegenwärtigen Prozeß höchlich gepriesen haben, eigentlich darum, weil er gegen die katholische Kirche gerichtet war. Hätte es einem andern christlichen Bekenntniß gegolten, so wäre zweifelsohne das ganze Vorhaben eben so höchlich getadelt worden. Allein, was berechtigt zu dieser Ausnahme? Mit der gepriesenen Freiheit zu markten, sobald sie von mißbeliebigen Opinionsen in Anspruch genommen wird — soll dieses merkwürdige Symptom fortfahren sich zu äußern und das nachgerade von Seite der Liberalsten? Dem sei wie ihm wolle; ich hoffe in jeder Hinsicht, daß nicht des Tages flüchtige Einfälle, sondern Gesetz und Recht vor dem Richter sich werden geltend machen.

Man ist gewohnt, die katholische Kirche in nothwendiger Vereinigung mit mehreren seit längerer Zeit schon abgestellten und nun für uns fremden Institutionen sich vorzustellen, ohne zu bedenken, daß zur Stunde nur das in Betracht zu nehmen ist, was zum Wesen ihrer Lehre selbst gehört, nicht aber, was nur zufällig und ungleich bei ungleichen Völkern ist.

Anderer aufgeklärte Länder haben in den jüngsten Zeiten,

ohne die geringste Gefahr, die Befenner der römisch-katholischen Lehre in vollkommene mitbürgerliche Gleichheit mit den Lutheranern und Reformirten gestellt. Die deutschen Staaten, Preußen, die Niederlande und andere geben hierüber lehrreiche Belege. Selbst in England ist der bekannte „Test-Act“, welcher die Katholiken vom Militär- und Zivildienste ausschloß, durch gemeinsamen Beschluß des Königs und des Parlamentes für immer aufgehoben worden, wodurch das Prinzip der Gewissensfreiheit bei einer der mächtigsten und vortrefflichsten Nationen der Erde den glänzendsten Triumph gefeiert hat.

Die Strenge der Persekutionsgesetze war während einer Zeit im genannten Lande gleichwie in Schweden, und seltsam genug aus fast gleichen Ursachen, vorzüglich gegen die katholische Kirche gerichtet. Der Grund lag in politischem Zwiespalt. Die Kronprätendenten katholischer Confession waren gefährlich; das erzeugte geschärfte Gesetze gegen ihre Glaubensgenossen, in der Meinung, als unterstützten diese die für den Staat mißlichen Ansprüche. Diese Zeiten sind zwar vorbei; die von ihnen geschaffenen Gesetze aber haben sie lange überlebt. Die Gesetze — so sagte einer der berühmtesten englischen Juristen vor bald hundert Jahren — werden sich einst als überflüssig erweisen, wenn alle Furcht vor katholischen Prätendenten verschwunden und das Entsetzen vor der Uebermacht des Papstes, in Folge zunehmender Aufklärung und der Freiheit der Presse, als eben so grundlos wie kindisch sich herausgestellt haben wird — eine Weissagung, welche zuletzt, obgleich spät, sowohl in seinem, als in unserm eigenen Vaterlande in Erfüllung gegangen ist. In letztem Lande scheint doch die richterliche Macht nun wieder zur alten Barbarei zurückkehren zu wollen, vergessend, daß Johann's und Sigismund's Zeiten längst vorüber sind.

Nicht lange her, so feierte das schwedische Volk das bekannte tausendjährige Jubiläum, die Vorsehung preisend, welche vor zehn Jahrhunderten zum ersten Mal unter den Heiden des Nordens durch einen katholischen Lehrer das Evangelium verkünden ließ, und kaum einige Jahre nach dieser bedeutungsvollen Feier geschieht es, daß ein schwedischer Mann verlehrt und verbannt wird, weil er es gewagt, sich zu dem Glauben des gefeierten Apostels zu bekennen.

Ich glaube hiemit Gründe genug angeführt zu haben, um in aller Unterthänigkeit die Aufhebung des über mich gefällten Martyren-Urtheils hoffen zu dürfen. Immerwährende Verbannung kann für Manchen eben so schwer sein, als ein Todesurtheil. Das Land zu fliehen, in dem man geboren und erzogen: Eltern, Geschwister, Freunde niemals wiedersehen zu dürfen, unfundig fremder Sprachen, unbekannt und gleich einem Verbrecher verstoßen mit Weib und Kind gezwungen zu sein, ein unsicheres Unterkommen bei

fremden Völkern zu suchen, wo Noth, Kummer und Mühsal eher zu erwarten sind als Wohlfahrt — das steht mir bevor, wenn das Urtheil des königlichen Hofgerichts von Euer Majestät festgestellt wird. Und ich bin doch weder vom Christentume abgefallen, noch habe ich, wie so mancher Andere, der vor dem Gesetze freigesprochen worden, dessen heilige Lehren in Zweifel gezogen. Ich habe weder den Glauben an einen allmächtigen Schöpfer, an die Versöhnung durch Christus, an die Früchte eines heiligen Lebens, an die Unsterblichkeit der Seele verläugnet, noch mich geweigert, in allen zeitlichen Dingen mich aller menschlichen Ordnung und Obrigkeit zu unterwerfen. Ich habe im Gegentheil, gerade im Vertrauen auf die Heiligkeit des Gesetzes und die Gerechtigkeit der Obrigkeit den wichtigen Schritt gewagt, wegen dessen ich vor Gericht gebracht worden, und dessen Bestrafung, so lange dasselbe Gesetz nach seinem ganzen verheißungsreichen Inhalt dasteht, ich für eben so grausam als ungerecht ansehen muß.“

Der protestantische Bibelmarkt.

Die Katholiken sind Fanatiker, hassen Gottes Wort, ihre Geistlichkeit führt ihre Anhänger mit Menschenfahrungen in Irrthum und Finsterniß herum — so lautet die monotone Beschuldigung der Protestanten. Aber nein, nicht um das Gotteswort handelt es sich, sondern nur darum, die Verföhrungsmittel abzuhalten, welche die protestantischen Kolporteurs unter ihrem Bibelhandel verstecken; nicht deshalb wehren die Katholiken den protestantischen Bibelmarkt ab, weil die Bibel Gottes Wort enthält, sondern deshalb, weil Ursache genug vorhanden ist, solche Bibeln als verdächtig, verstümmelt und verfälscht zu betrachten. Wie! die katholische Kirche sollte sich Bibeln aufdringen lassen vom Protestantismus, in welchem man noch nie Eins hat werden können, was eigentlich und unveränderlich zur Bibel gehört? Bibeln, in welchen ganze Bücher fehlen, welche die Kirche stets als ächtes Gotteswort angesehen hat; Bibeln, in welchen die Schweizer, die Engländer, die Schottländer, die französischen Calvinisten, die Methodisten, die deutschen Rationalisten, gewisse Stellen jeder nach seinen besondern Ideen accommodirt, und in der Uebersetzung verdreht hat — lutherische Bibeln, in deren Vorrede oder Glossen die Epistel des heil. Jakobus noch als eine Strohepistel gelten kann, — Hafnerische Bibeln, in welchen das Buch Tobias als Aberglauben enthaltend, das Buch Judith als bloße Erdichtung dargestellt ist; — Genfische Bibeln (vom Jahr 1805), in welchen fast alle Stellen, die auf die Gottheit Jesu Bezug haben, auf eine wahrhaft gottesräuberische Weise verdreht sind; — Bibeln von David Martin, wie sie von den

sektischen Kolporteurs häufig herumgeboten werden, in welchen die Stellen, welche auf die Nachlassung der Sünden, auf die Bilder (Deuteron V., Exod. XX.), auf die Tradition (II. Thessal. 2., Nebem.), auf die guten Werke (Galat. II.) Bezug haben, absichtlich zu Gunsten der calvinischen Irrthümer verdreht sind?

Nun diesen buntscheckigen Bibelmarkt will die katholische Kirche nicht unbedingt innerhalb ihres Bereiches haufen lassen. Sie will ihren Kindern nicht als unfehlbares Gotteswort aufdringen lassen, was die englische Industrie oder der genfische Proselytismus jedem Packesel als solches ausladet; sie fordert in einer für das Heil so wichtigen Sache andere Garantien, als die interessirte Versicherung eines unwissenden pietistischen Landstreichers; andere Garantien als das Insegel eines württembergischen Bichervereins, als selbst den Namen eines gefeierten Professors der orientalischen Sprachen. Sie will ihren Kindern das Wort Gottes und dessen Erklärung unter der einzig sichern Bürgschaft darbieten, wovon sie schon seit 1800 Jahren im Besitze ist.

Dies, und nicht mehr und nicht weniger, beabsichtigt der katholische Klerus bei der Wachsamkeit, welche er auf die Bibelvertheilungen wendet. Was die protestantischen Berichterstatter von Unterdrückungssucht und Haß der katholischen Kirche gegen das Wort Gottes fasseln, sind bloße Erdichtungen von ihnen, heuchlerisches Gaukelwerk, vermittelt dessen sie den Unwissenden Verachtung gegen den Katholizismus einzusößen suchen, weil sie ihm auf rechtlichen Wegen nicht beizukommen vermögen. Allein, wenn solche Verleumder die Lust anwandelt, vor dem Volke ihre alten pharisäischen Sprünge gegen die katholische Kirche zu wiederholen, so sollten sie wenigstens bedenken, daß sie nicht mehr im Jahr 1817 oder 1830 und 31 schreiben, wo selbst noch viele Katholiken einfältig genug waren, zu glauben, es könne nichts anderes als die reine Wahrheit sein, was diese Herolden der gereinigten Lehre von dem Obscurantismus, Mönchthum, Bibelhaß &c. der katholischen Kirche im Mittelalter vordekamirten. Allein heute ist ihnen ja die Larve abgezogen, und die meisten Katholiken wissen nun, nach ihrem wahren Werthe die Absichten, Mittel und Umtriebe derjenigen zu würdigen, die schon seit vielen Jahren sich ein trauriges Handwerk daraus machen, die Kirche, unsere Mutter, zu schmähen und zu verleumden.

Der Katholizismus der Radikalen.

Wir lesen im „Univers“ vom 5. Juni einen Privatbrief des berühmten Marquis A. de Custine, welcher zu dem Geistreichsten gehört, was noch über die Walliser-

revolution ist gesagt worden. In der gelehrten Welt ist Eustine berühmt durch seine ausgezeichneten Werke über Rußland und Spanien, er gehört seiner politischen Meinung dem Liberalismus an. Während der Walliserrevolution wohnte er in dem Grenzort St. Gingolph, das zur Hälfte Savoyen, zur Hälfte Wallis angehört. Er schildert den Gegensatz zwischen der ruhigen savoyischen und der turbulenten jungschweizerischen Bevölkerung, welche daselbst den Pfarrhof in Brand gesteckt, über 17 Fraubasen Gericht gehalten, weil sie übel von der Jungschweiz gesprochen, den Bruder eines Domberrn in Sitten, der früher Jungschweizer gewesen, aber später sie verlassen hatte, mißhandelt und mit dem Tode bedroht, über Verrath des Gr. Rathes gelärmt, weil er die Hülfe des Vorortes angerufen, wie die Jungschweizer nun schon zum vierten Male bewaffnet ausgezogen, um ihr eigenes Werk wieder abzuändern, aber von dem Landsturm, den die Regierung aufgerufen, geschlagen worden. Die Haltung und den Gegensatz der Alt- und Jungschweizer schildert Eustine so, daß in erstern die Ruhe und Bescheidenheit sich ausdrückte, als wären sie die Besiegten, in den zitternden, Alles flüchtenden Jungschweizern der Troß und Hochmuth, als wären sie die Sieger.

„Die Jungschweizer, sagt Eustine zuletzt, rühmen sich, sie seien bessere Katholiken, als ihre Gegner; aber desungeachtet ist es immer ihr zweites Wort, wenn die Regierung nicht thue, was sie wollen, so verzagen sie ihre Geistlichen und lassen sich von Vivis und Lausanne protestantische Pastoren kommen; die Protestanten aber sagen immer, man müsse in der Religion seiner Väter leben und sterben, die Religion ihrer Ahnväter aber gilt ihnen nichts.“

Dies erinnert an die Drohung des „Eidgenossen“: wenn das Preßgesetz angenommen werde, dürfte er und Andere zum Protestantismus übergehen; dabei versichert auch er uns ebenfalls, er sei gut katholisch.

Abzug der protestantischen Missionäre aus Syrien.

Zu den intrigantesten protestantischen Missionären gehören jene Pietisten, welche von einem Comité in Boston (Nordamerika) ausgesendet werden. Großsprecherisch sind sie in Syrien aufgetreten, haben den Zustand der dortigen Christen als einen höchst elenden geschildert. Sie begannen mit zwei Druckerpresse, einer armenischen und einer griechischen, zu operiren, Traktate auszutheilen, Bibeln zu verkaufen; aber ohne Erfolg. Besser operirte das Geld, womit sie Anhänger und Gläubige zu kaufen wußten. Diese neustübrenen Proselyten zeigten aber schlechten Gehalt, die Druckereien kosteten viel, der Missionär mit Frau und Kindern noch mehr, das war dem Comité von Boston zu viel,

es beschloß die Zurückberufung der Missionäre. So ist nun Syrien wieder von der protestantischen Mission befreit, die großen Hoffnungen sind zu nichte geworden, dagegen gedeihen die katholischen Missionen daselbst. In Persien sind noch dergleichen amerikanische Missionäre, die sich besonders durch Haß und Verfolgung gegen die Katholiken auszeichnen; aber auch dort ist man ihrer satt, und bereits hat eine Petition persischer Unterthanen von dem persischen Kaiser die Fortweisung derselben verlangt. Der englische Missionär Badger, der in Mossul seine Intrigen gespielt, ist ebenfalls nach England abberufen. Dagegen hat die englische Regierung bei der h. Pforte einen Ferman erzwungen, daß die anglikanische Kirche in Jerusalem eine Kirche sich bauen darf. Somit wird sich unter die bisher schon feindseligen christlichen Konfessionen daselbst eine neue eindrängen, die nicht einmal in sich selbst einig ist und gerade dormalen so viel Gährungsstoff in sich enthält.

Kirchliche Nachrichten.

St. Gallen. Der kathol. Administrationsrath sucht in seinem Amtsbericht über die Bisthumsangelegenheit den Vorwurf langer Zögerung auf den Mitkontrahenten zu legen und stellt in allgemeinen Ausdrücken die Hoffnung baldiger Erledigung der Angelegenheit in Aussicht. „In der Sitzung vom 29. Mai, sagt die berichtende Behörde, erhielten wir Kenntniß von der mit Schreiben des Tit. apostolischen Nuntius vom 8. d. übermittelten Antwort des heil. Stuhles, aus welchem wir endlich die erwünschte Nachricht schöpfen konnten, daß der heil. Vater dem vorgelegten Entwurfe, nach Abänderung einiger uns bezeichneten minder wesentlichen Punkte seine hohe Zustimmung nicht versagen werde. Nachdem wir nun das Projekt in diesem Sinne ins Reine gebracht haben werden, gedenken wir Ihnen solches mit beleuchtender Botschaft noch vor der nächsten ordentlichen November-sitzung zur Berathung vorzulegen, und hiefür, Gebrauch machend von einer uns nach Art. 2 der kathol. Organisation zustehenden Befugniß, Ihr Kollegium im Laufe des Spätsommers zu einer außerordentlichen Sitzung zu besammeln; vorher jedoch Bericht und Anträge Ihnen gedruckt mitzutheilen. Im Hinblick sowohl auf den Umfang und die Wichtigkeit des Gegenstandes, als auf den von Ihrer Behörde wiederholt ausgesprochenen Wunsch dringlicher Beförderung desselben, dürfen wir hiebei Ihres Beifalls sicher sein.“

Nargau. Wie viele Malefikanten, so will sich auch die Regierung von Nargau vor dem Todesurtheil retten. Sie stellt sich nämlich, und man glaubte es ihr schon lange, sie sei vom Verstande und also für alle Unthaten nicht zurechnungsfähig. In dieser Absicht hat Keller seinen Antrag

gegen die Jesuiten gestellt; ein gesunder Mensch könnte so etwas unmöglich.*) Weiter sodann möchte man die zweifachen Brüche, die Klöster- und die Walliser-Bundesbrüche durch die Jesuitensache in einen einfachen auflösen, und die Aufmerksamkeit der Tagfagung von dem Schelmen ab und auf ehrliche Leute richten.

Zürich. Unsere Jesuitenjäger haben sich misgerechnet. Trotz des ungeheuren Lärms im Republikaner, ungeachtet der vielfachen Versicherungen eines brillanten Successes durch die Neue Zürcherzeitung gewinnt die Limmattpetition keinen Boden im Volke, was um so niederschlagender für die jakobinische Faktion ist, als die niederträchtigsten Mittel, Verstellung und Betrug, nicht gespart wurden, ihr zu einem Erfolge zu verhelfen. Die Zahl derjenigen Gemeinden, welche diese Petition angenommen haben, verschwindet vollständig unter der Reihe der Nichtannehmenden, und es dürfte diese Stimmung des Volkes um so beachtenswerther sein, als die Einladung zur Unterzeichnung mit geringer Ausnahme an alle Gemeindevorsteherchaften ergangen ist, als ganze Ballen der unter geborgter konservativer Firma erlassenen Druckschrift in die Gemeinden geschleudert worden. Auch die Zahl der Einzel-Unterschriften gegenüber der Bevölkerung des Kantons steigt nicht einmal auf ein beachtenswerthes Verhältniß. Bis am 15. Juni konnten im ganzen Bezirke hinweil zwei einzige Gemeindeversammlungen zu Stande gebracht werden; in Adetschwil, dem Heimathsort des alt Rath Bürgi, und in Goshau. In erster Gemeinde erschienen acht Bürger, die Petition wurde von dem Schulmeister empfohlen mit dem Distrikalkalender in der Hand, in dem er den Gemeindegossen die Bilder der Jesuiten zeigte, gegen die er die Rache des Vaterlandes herausbeschwor. Von diesen acht Mann wurde die Petition einstimmig angenommen und im Namen der Gemeinde von Stappel gelassen. In Goshau fiel die Operation noch ungünstiger aus. Es kamen in die Gemeinde die Unrechten, die man kaum erwartet hatte; 50 Bürger waren anwesend und es wurde von ihnen die Petition einmützig verworfen. Mit Ausnahme der Gemeinde Wald, wo die Bogtschaft der Industrie den Radikalismus stützt, findet sich nirgends eine lebhaftere Bewegung in jenem ganzen Bezirke weder für noch gegen die Petition. — Von Seebach vernehmen wir, daß ungeachtet der großen Anstrengungen des dortigen Gemeindevorsteher die versammelte Gemeinde die Petition ebenfalls verworfen habe. Die Gemeinde Zöpfriedern petitionirt sogar gegen die Limmattthaler-Petition,

*) So scheint auch die Regierung von Uri die Sache angesehen zu haben und hat deshalb das aargauische Kreisschreiben keiner Antwort gewürdigt.

so auch an mehreren Orten einzelne Bürger, wo von den Segnern Einzelunterschriften erworben werden. Von Eglisau ist eine solche Gegenpetition von 82, in Rüfnacht von 112 Bürgern unterzeichnet worden. (Oestl. Beob.)

Rom. 18. Mai. Zum größten Schmerze der Zöglinge der Propaganda starb der hochwürdige P. Johann Bapt. Dassi, Rektor des genannten Kollegiums und einer der verdienstvollsten Söhne des hl. Ignatius, am 13. d. M. zu Neapel, wohin er sich, dem Rathe der Aerzte folgend, kurze Zeit vorher begeben hatte. Er erblickte das Licht der Welt im Jahre 1789 am 21. November zu Venedig und machte mit großem Erfolge zu Padua seine Studien. Zum Priester geweiht, zog er bald sowohl durch seine ausgezeichneten Predigten, als durch seinen ächt priesterlichen Lebenswandel die Aufmerksamkeit vieler auf sich. Nachdem er mehrere ihm angebotene Ehrenstellen ausgeschlagen, trat er, seiner innern Stimme folgend, im Jahre 1816 am 22. Oktober zu Padua in die Gesellschaft Jesu. So weihte er sich auf's Neue dem Wohle der Menschheit, welcher Aufgabe er sich als Lehrer, Führer und Rathgeber mit dem glücklichsten und segensreichsten Erfolge Genüge gethan. Kaum waren die Novizjahre vollendet, so riefen ihn seine ausgezeichneten Anlagen zum Vorsteher der geistlichen Angelegenheiten im Konvikte zu Regium, 1824 zum Rektor des Collegs zu Novara und von da nach Rom, wo ihm dasselbe Amt im römischen Kollegium anvertraut wurde. Im Jahre 1832 ernannte ihn sein General zum Provinzial der ganzen römischen Provinz. Von 1837 bis 1842 lebte er in Turin, geachtet von Hohen und Niedern, bis er dem höhern Rufe folgend, im letztgenannten Jahre am 24. Juni die Leitung der Propaganda übernahm. Was er dieser Anstalt gewesen, beweisen sowohl die tiefe Trauer der heiligen Congregation und die Verlegenheit in der Wahl eines Nachfolgers, der die nämlichen Eigenschaften besäße, wie der Verbliebene, als auch der außerordentliche Schmerz der Zöglinge selbst, die in ihm, im eigentlichsten Sinne des Wortes, ihren Vater verloren. (Sion.)

Spanien. Noth und Elend der Geistlichkeit ist noch immer von der Art, daß sogar in der Domkirche zu Taragona der Gottesdienst eingestellt werden mußte.

Abonnements-Anzeige.

Diejenigen Titl. Herren Abonnenten, deren Abonnement mit diesem Halbjahre zu Ende geht, werden erbenst ersucht, ihre Bestellungen für das künftige Halbjahr bei den nächstgelegenen Postämtern zu erneuern. Die Verleger.